

HEYNE <

ZUM BUCH

Die Fähre setzte sich in Bewegung. Susannah umklammerte die grüne Eisenreling mit beiden Händen und versuchte, die in ihrer Brust aufsteigende Angst zu dämpfen. Das blaugraue Wasser umspielte das Schiff in sanften Wogen, und kleine Schaumkronen bildeten sich auf dem Kamm der Wellen. »Es wird alles gut«, dachte sie. Die kräftige Brise ergriff ihr Haar und peitschte es ihr um das Gesicht. Einen Augenblick lang vergaß sie alle Furcht, und es überfiel sie ein plötzliches Gefühl der Freiheit. *Ich tu' es wirklich. Ich lasse all das hinter mir.*

ZUR AUTORIN

Kathleen McCleary, geboren in Michigan, arbeitet als Journalistin für verschiedenste Magazine und Zeitungen, darunter die »New York Times«, »Good Housekeeping«, »Martha Stewart Living« und »Reader's Digest«. Sie lebt mit ihrem Ehemann und ihren Kindern in Virginia, wo sie an ihrem nächsten Roman arbeitet.

Kathleen McCleary

*Das Leuchten
der Insel*

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Anita Krätzer

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe A SIMPLE THING
erschien HarperCollins Publishers, New York

Das vorliegende Buch ist ein fiktionales Werk. Bezüge zu realen Menschen, Ereignissen, Einrichtungen, Organisationen oder zur örtlichen Bevölkerung dienen lediglich der Erzeugung einer authentischen Atmosphäre und wurden fikional umgesetzt. Alle zentralen Charaktere und die mit ihnen verbundenen Ereignisse sowie ihre Gespräche entspringen allein der Fantasie der Autorin und dürfen nicht als real interpretiert werden.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Holmen Book Cream* liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 09/2013
Copyright © 2012 by Kathleen McCleary
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2013
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München unter
Verwendung des Cover design von ©Mary Schuck;
Fotos: © Shutterstock/ feiyuwzhangjie und
© Stuart McClymont/Getty Images
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-41023-7

www.heyne.de

Für meinen Vater Thomas R. McCleary,
in Liebe und Dankbarkeit

Vorwort

Ihre erste Fluchtfantasie entwickelte Susannah im Alter von dreizehn Jahren, als sie zusammen mit ihren jüngeren Geschwistern auf dem Rücksitz des grauen Buick ihrer Eltern saß und durch die Fenster beobachtete, wie die Bäume vorbeisausten. Die Straße wand sich durch kiefern- und espenbestandenes Hochland und durch üppige Wasserschwaden und Orchideen bewachsene Tiefebenen, und sie führte am Ufer eines Flusses entlang, dessen klares Wasser über Steine sprudelte, die glatt und sauber waren wie Knochen. In der Mitte des Flusses befand sich eine kleine Insel, auf der eine einsame Weymouthkiefer wuchs.

Susannah sah zur Insel hin und dachte darüber nach, wie schön es wäre, dort zu leben. Sie stellte sich ein kleines, aus Ästen erbautes Haus vor, das ein Moosdach und aus Zweigen und Kiefernholz gefertigte Stühle hatte. Möglicherweise würde sie Jon und Janie ebenfalls dort wohnen lassen – nur sie drei. Sie würden die leiterartig abstehenden Äste des großen Baums emporklettern, im kalten Wasser des Flusses baden und neben dem Feuer in Betten aus Balsamtanne schlafen.

Später in jenem Sommer, nach dem Unfall, fuhren sie

auf dem Heimweg erneut an der Insel vorbei. Und dieses Mal sah Susannah nicht in beiläufiger Träumerei, sondern voll verzweifelter Sehnsucht hinüber. Wenn sie nur auf dieser Insel leben könnte – inmitten des abgelegenen, einsamen Flusses. Allein. Für immer.

1. Kapitel

Susannah 2011

Ich laufe nicht weg«, dachte Susannah. Schließlich konnte man das, was sie tat, kaum als »weglaufen« bezeichnen. Sie brachte ihre Kinder mit – auch das Kind, das sie, wenn sie ehrlich war, am liebsten zurückgelassen hätte. Und sie verließ Matt nicht, auch wenn das die halbe Stadt dachte. Es ging hier nicht um Matt, auch wenn er sich ein wenig mehr hätte engagieren können. – Na gut, *erheblich mehr* hätte engagieren können. Sie tat einfach nur genau das, was zu tun sie vor vierzehn Jahren geschworen hatte, als ihr die Krankenschwester die wild strampelnde neugeborene Katie zum ersten Mal in die Arme gelegt hatte: Sie beschützte ihre Kinder.

Die Fähre setzte sich in Bewegung. Susannah umklammerte die grüne Eisenreling mit beiden Händen und versuchte, die in ihrer Brust aufsteigende Angst zu dämpfen. Das blaugraue Wasser umspielte das Schiff in sanften Wogen, und kleine Schaumkronen bildeten sich auf dem Kamm der Wellen. »Es wird alles gut«, dachte sie. Die kräftige Brise ergriff ihr Haar und peitschte es ihr um das Gesicht. Einen Augenblick lang vergaß sie alle Furcht, und es überfiel sie ein plötzliches Gefühl der Freiheit. *Ich tu' es wirklich. Ich lasse all das hinter mir.* Sie

hob eine Hand, um sich das Haar hinter die Ohren zu schieben.

Quinn, ihr Sohn, stand neben ihr. Sein langes blondes Haar wehte im Wind, während er in das unter ihm vorbeiziehende Wasser starrte. Einige Hundert Meter entfernt fingen der Kiesstrand und die tannenbedeckten Hügel von Anacortes die Oktobersonne ein. Riesige Treibholzstücke, das ausgebleichene Gebein irgendeines fernen Waldes, lagen entlang des oberen Randes der felsigen Küste verstreut. Die Fähre tuckerte weiter.

»Ist das der Ozean?«, fragte Quinn.

»Ja«, sagte Susannah. Sie konzentrierte sich darauf, ihre Stimme Quinn gegenüber ruhig und gleichmäßig klingen zu lassen. »Das vermute ich. Wir sind hier in einer großen Bucht, aber auf der anderen Seite dieser Inseln liegt Vancouver Island und dann der Pazifik.«

Sie hatte die Karte studiert, die ihr ihre neue Vermieterin geschickt hatte, und sich die Namen und die Formen der Inseln, Meerengen und Buchten eingepägt. Nun kannte sie die großen Landmassen von Orcas und San Juan, die winzig kleinen von Patos und Sucia, die merkwürdige H-Form von Henry Island und natürlich Sounder, ihr Ziel, das aus gut fünfzehn Quadratkilometern dichtem Wald und einer zerklüfteten Küste bestand und an der Nordspitze von San Juan Island lag.

»Guck mal.« Quinn zeigte zum Himmel, wo ein großer Vogel über dem Schiff kreiste.

Susannah schirmte ihre Augen mit der Hand gegen die Sonne ab und sah die schwarze Silhouette, die sich gegen den hellen Himmel abzeichnete.

»Das ist ein Adler!«, rief Quinn. »Ich habe bisher nur einmal einen gesehen.«

»Woher weißt du, dass es ein Adler ist?«

»Das sehe ich an der Art, wie er fliegt. Siehst du, wie er seine Flügel ganz flach und gerade ausbreitet? Daran erkennst du, dass es sich um einen Adler und nicht um einen Habicht handelt.«

Ihr Sohn liebte Tiere. Er hatte mehr als sechs Haustiere zu Hause gelassen, zu denen zwei Katzen, ein Kaninchen und ein Salamander gehörten. »Du kannst *ein* Tier mitnehmen«, hatte sie zu ihm gesagt, und er hatte sich für seine geliebte Scharnierschildkröte Otis entschieden. Er war in einem Transportkäfig aus Plastik untergebracht, der zu Quinns Füßen stand.

Susannah beobachtete, wie der Adler aufstieg und schließlich hinter ihnen wegflog, zurück zum Ufer. Wann hatte sie das letzte Mal auch nur eine Minute Zeit gehabt, einfach in den Himmel zu schauen? Daheim in Tilton war ihr Leben eine totale Katastrophe aus Arbeit, Schule, Fußballtraining, Tauchteam, Flötenstunden, Schlagzeugstunden, Basketball, Little League, Umweltklub und – nicht zu vergessen – Young-Zookeepers-Club. Dort, in ihrem netten kleinen Vorort im nördlichsten Winkel von Virginia, begann der Wahnsinn im September, wenn sich die Blätter an den Kirschbäumen rostig rot verfärbten, und dauerte bis in den Juli, wenn die ersten Tomaten reiften. Mit dem ersten Schultag wurde die gesamte Familie schlagartig in eine hektische Betriebsamkeit auf ständigem Höchstgeschwindigkeitsniveau geschleudert, und sie glich dann sehnigen Wind-

hunden, die hinter einem Köder hersprinten, den sie nie wirklich zu schnappen kriegen.

Susannah musste als Gedächtnisstütze kleine rosafarbene Haftnotizen an das Armaturenbrett ihres Autos heften, damit sie wusste, wann sie wo sein musste. »Quinn Zoo, 15.00 Uhr: Stiefel bringen«, »Mr. Mumbles: 16.30 Uhr zum Tierarzt«, und »Müsliriegel und Saft zum Fußballplatz, 18.00 Uhr«. Wie alle anderen in Tilton, verbrachte auch Susannah ihre Nachmittage, Abende und Wochenenden damit, von einem Unterricht oder Spiel oder Training zum nächsten zu fahren, während die Kinder im Auto aßen und die Krümel von ihren Schenkeln schnippten. »Wir haben so viel um die Ohren«, klagten die Eltern. »Die Kinder bekommen nie genug Schlaf, und meine Familie glaubt, ein selbst gekochtes Essen bestünde aus einem überbackenen Käsesandwich.«

Aber für Susannah bestand ein selbst gekochtes Essen natürlich nicht aus einem überbackenen Käsesandwich, sondern aus einer selbst gemachten Pizza und Suppen, die stundenlang vor sich hin köchelten, und selbst gebackenen Keksen. Sie hatte ein Jahr nach der Geburt von Quinn aufgehört zu arbeiten und widmete sich seither ganz der Aufgabe, ihren Kindern die Kindheit zu schenken, die sie selbst nie gehabt hatte, und das Vorbild abzugeben, das ihr nie zur Verfügung gestanden hatte. Neben der Bewältigung des vollgepackten Terminkalenders der Kinder arbeitete sie zweimal wöchentlich ehrenamtlich in der Schulbücherei, wirkte im Vorstand der Tilton Arts Foundation mit, kochte jeden Monat für das Obdachlo-

senheim von Tilton und verrichtete Sekretariatsdienste für den Lehrer-Eltern-Ausschuss. Es war aufreibend, die ganze Zeit so viel Verantwortung zu tragen und ständig gut sein zu müssen.

»Jetzt nicht mehr«, sagte Susannah.

»Was jetzt nicht mehr?«, fragte Quinn.

»Nichts«, erwiderte Susannah und lächelte ihn an. »Ich habe nur laut gedacht. Danke, dass du mir den Adler gezeigt hast. Ich sehe jetzt mal nach Katie. Lehn dich nicht zu weit über die Reling.«

Wieder stieg die Angst aus ihrem Magen auf und füllte ihre Brust. Eine leichte Übelkeit überkam sie.

»Mom, ich bin elf und kein Baby mehr!«, protestierte Quinn, aber er lächelte sie dabei an.

Der Gedanke, nach Katie zu suchen, verstärkte ihre Übelkeit. Im vergangenen Jahr hatten das Nachdenken über Katie, die Sorge um Katie und das Sehen nach Katie jeden Augenblick ihres Wachseins ausgefüllt und auch die meisten ihrer Träume beherrscht.

»Du kannst nur so glücklich sein wie dein unglücklichstes Kind«, pflegte Matt ihr gegenüber zu zitieren. Aber Susannah glaubte das nicht. Wenn, dann war sie *unglücklicher* als Katie – und zwar wegen Katie. Die Fähre konnte sie gar nicht schnell genug von jenem Leben wegbringen.

Susannah holte tief Luft und stieß die breiten Schwingtüren auf, die zur Hauptkabine führten. Sie sah sich um und ließ ihren Blick über ein Kleinkind streifen, das sich auf dem grauen Linoleumboden wälzte, über Rucksäcke und Aktentaschen und Passagiere, die ihre Kaffeebecher

umklammerten, bis sie ihre Tochter entdeckte. Katie lümmelte in einer Sitzzecke, den Rücken an das Fenster gelehnt, die Füße auf der braunen Vinylbank, die Augen auf eine Illustrierte in ihrem Schoß fixiert.

»Hallo«, sagte Susannah und glitt neben sie auf die Bank.

Ohne aufzusehen, sagte Katie: »Mein Handy geht hier nicht.«

Susannah ignorierte ihren Kommentar. Natürlich konnte sie nicht erwarten, dass Katie über diesen Schritt froh war. Sie hoffte einfach nur, dass Katie die *Notwendigkeit* begriff.

»Quinn hat mir gerade einen Adler gezeigt«, sagte Susannah. »Willst du nicht mit rauskommen und sehen, wie es hier ist?«

»Ich weiß, wie es ist«, erwiderte Katie, die Augen weiter auf die Illustrierte geheftet. »Wasser, Insel, Wasser, Insel, Wasser, Insel. Das Leben mit den Walen wird mein Leben verändern. Ich bin die Idealbesetzung für *Free Willy – Ruf der Freiheit*. Juhu!« Sie hob einen Finger in die Luft und ließ ihn kreisen.

»Wir sind noch einige Stunden entfernt«, meinte Susannah. »Gib der Sache eine Chance.«

Katie legte die Illustrierte hin, ließ ihre langen Beine unter den Tisch gleiten und kehrte Susannah den Rücken zu. Ihr dichtes schwarzes Haar war zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden, und Susannah konnte die zarte Kurve ihres Ohrs gleich über dem Ohrläppchen sehen. Sie erinnerte sich daran, wie sie über den Abstand nachgegrübelt hatte, als Katie noch ein Baby gewesen

war und beim Stillen ihr muschelähnliches Ohr Susannahs Gesicht zugewandt hatte. Sie fühlte ein plötzliches Bedürfnis, sich vorzubeugen und mit ihren Lippen an dem Ohrläppchen ihrer Tochter entlangzustreichen, wie sie es damals getan hatte, um den wunderbar warmen Geruch ihres Halses einzuatmen. *Dies ist jenes Kind. Sie ist noch immer irgendwo hier.* Und in genau dem Augenblick, in dem sie sich wie gebannt vorbeugte, schnellte Katie hoch und sagte:

»Mein Gott, Mom! Wie wäre es mit ein wenig persönlichem Freiraum?«

»Katie ...«, setzte Susannah an.

»Ich bin hier«, antwortete Katie. »Aber ich will nicht hier sein, und ich werde nicht mit dir und Quinn an Deck gehen und irgendeinen Freudentanz über die Bäume und die Adler aufführen. Kannst du mich erst einmal einfach in Ruhe lassen?«

»Katie! Nun komm schon. Es ist ein Abenteuer.«

Katie drehte ihren Kopf zu ihrer Mutter um und sah sie ruhig an. »Loszuziehen, um auf einer Insel ohne Elektrizität zu leben, ist kein Abenteuer. Das ist verrückt.«

»Es ist etwas anderes. Es ist eine Veränderung. Es ist eine Chance, aus dem Trott herauszukommen, in dem wir gesteckt haben.«

»Ich habe in keinem Trott gesteckt.«

Susannahs Magen krampfte sich in einer vertrauten Angst zusammen. *Ihr geht es gut*, sagte sie sich. *Sie ist jetzt in Sicherheit.* »Trott ist eine freundliche Umschreibung dafür«, sagte sie laut.

»Freundlich?«, fragte Katie. »Warum? Weil es in Wirklichkeit eine ›totale Katastrophe‹ oder so was war?«

»Nein«, antwortete Susannah. »Es besteht kein Grund, das melodramatisch zu überhöhen.«

»Ganz genau!«, gab Katie zurück. »Schließlich ist es nicht weiter melodramatisch, wenn man mich aus der Schule reißt und mich auf eine Insel bringt. Völlig normal, so was.«

Katie hatte nicht ganz Unrecht, auch wenn sie zu jung – und zu furchtlos – war, um das große Ganze zu verstehen und zu begreifen, wie schnell und leicht sich etwas Spaßiges und Einfaches in etwas Finsteres und Unheilbringendes verwandeln und zu einer das Leben umkrepelnden Katastrophe werden konnte.

»Also gut, zugegeben. Wir vollziehen eine sehr große Veränderung. Aber dieser Zach ...« Susannah hielt inne. »Die Party in jener Nacht ...«

»O mein Gott«, stöhnte Katie. »Ich bin ja so froh, dass wir hier sind und hier unser neues Leben beginnen, in dem du dann auch weiterhin über alles meckern kannst, was ich jemals falsch gemacht habe.«

Als sich die Dinge in diesem Jahr zu entwirren begannen, hatte Susannah gemerkt, dass sie noch so viele Aktivitäten organisieren und steuern, noch so viele Bücher über Kindererziehung lesen, noch so viele Therapeuten zurate ziehen und noch so viele Problemlösungsgespräche mit Matt führen konnte – all das änderte nichts an einer verdammt Tatsache: Ihre verrückten Terminpläne mit diesem endlosen Kreislauf von Aktivitäten sollten eigentlich das Gegengift zu dem heimtücki-

schen Einfluss von etwas sein, das Susannah noch nicht einmal benennen konnte – aber dieses Etwas sickerte trotzdem in ihre Familie ein.

»Es geht nicht nur um dich. Auch Quinn braucht eine Veränderung.«

»Quinn ist ein Freak«, entgegnete Katie.

Susannah unterdrückte den Impuls, sie an beiden Schultern zu packen und zu schütteln. Dieses Kind, mit dem sich Susannah Herzschlag für Herzschlag identifiziert hatte, war jetzt jemand, den sie überhaupt nicht kannte. Manchmal, wenn sie nachts in ihrem Bett wach gelegen hatte, während Matt leise vor sich hin schnarchte, hatte sie sich gefragt, ob sie die Grenzen der angeblich unbegrenzten Mutterliebe erreicht hatte. Es war, als würde sie ins All geschossen, um dann gegen eine große schwarze Betonmauer zu krachen und festzustellen, dass es durchaus eine Grenze des Universums gab.

Susannah erinnerte sich an die ersten Wochen nach Katies Geburt, als sie, halb verrückt vor lauter Hormonen und Schlafentzug, dagesessen und stundenlang ununterbrochen ihr Baby angestarrt und dabei vor Ehrfurcht und Dankbarkeit geweint hatte. »Dies wird für immer die größte Liebe meines Lebens sein«, dachte sie. »Egal, ob ich noch andere Kinder bekomme oder was mit Matt wird. Dies hier.« Und Katie war die Art von Kind, das besonders tiefe Gefühle wachrief. Als sie noch klein war, hatte sie sich an Susannah geklammert, ihre gummiartigen Lippen an Susannahs Kinn gepresst und so wild genuckelt, als wollte sie Susannahs Seele in sich einsaugen.

Katies Ungestüm wuchs weiter, und sie wurde zu einem kleinen Mädchen, das sich um alles kümmerte – innigst und übertrieben intensiv. In der Grundschule organisierte sie einen Protest gegen die Hilfskraft, welche die Mittagspause überwachte. Sie setzte einen Brief auf, in dem sie die Verfehlungen der Hilfskraft ganz genau auflistete, von den verständlichen (es war verboten, oben auf den Klettergerüsten zu stehen) bis zu den haarsträubenden (Kinder wurden von ihr in der Pause gekniffen). Mehr als fünfzig Kinder unterschrieben Katies Brief, und die Hilfskraft kündigte. Der Sturm von leidenschaftlichen Reaktionen, den Katie entfachte – einerseits Retterin der Kinder, andererseits Fluch für die Schulleitung –, legte sich nie. Unablässig wirbelte er weiter wie die Steppläufer, die der Wind beständig über die Prärie treibt.

Aber als sie vor über einem Jahr in die siebte Klasse kam, änderte sich alles. Das Mädchen, das Stunden damit zu verbringen pflegte, Stücke für Quinn zu schreiben, in denen er die Rolle des milden Königs oder des tapferen Prinzen einnahm; das Mädchen, das die ganze Nacht aufgeblieben war, um ihm dabei zu helfen, einen geschwächten Jungvogel zu versorgen, den er im Gras gefunden hatte; diejenige, die in Susannahs Bett gekrabbelt kam, sie umarmte und flüsterte: »Stirb niemals, Mommy, weil ich es nicht ertragen könnte, ohne dich zu sein!« – dieses Mädchen war nun mürrisch und wild und manchmal schlichtweg gemein geworden.

Sie begann, Quinn zu piesacken – den süßen, sensiblen Quinn mit seinen dünnen Beinen und seinem breiten Lächeln. Sie erzählte ihm von schrecklichen Viren wie

Ebola oder Marburg, bis er damit begann, in der Pause ein Tuch über Mund und Nase zu ziehen, das ihn gegen die Keime schützen sollte. Sie erzählte während der Infodurchsagen über die Lautsprecheranlage der Schule einen zotigen Witz. Sie kletterte als Mutprobe auf das Dach der Schule und machte ein Foto von sich, wie sie in schwindelnder Höhe neben dem Glockenturm stand. Sie wurde für zwei Tage der Schule verwiesen, nachdem sie zweihundert Kopien ihrer eigenen Version der Schülerzeitung verteilt hatte. Diese enthielt auch eine verletzende Geschichte über die beliebte Abby Whittle, die Katies Blatt zufolge ihren Artikel über das verantwortungsbewusste Einhalten der Bürgerpflichten, der ihr einhundert Dollar und die namentliche Erwähnung in der *Washington Post* einbrachte, anderswo abgeschrieben hatte.

Dann gewannen die *Schwierigkeiten mit Katie*, wie Matt es nannte (als handelte es sich um ein Buch oder einen Film und nicht um etwas, das sie täglich durchleben mussten), an Dynamik, wie ein Wirbel schwerer warmer Wolken, der vor dem Einsetzen eines Hurrikans an Kraft zunimmt. Eines Tages kam Susannah beispielsweise früher als geplant nach Hause und fand Katie auf der Couch vor, wo sie irgendeinen Jungen küsste. Dann war da der Tag, an dem Katie die Schule schwänzte und mit jenem Mädchen ins Einkaufszentrum ging, das zweimal wegen des Verkaufs von Marihuana verhaftet worden war. Oder die Nacht, in der Katie aus ihrem Schlafzimmerfenster stieg und den Kirschbaum hinabkletterte und um Mitternacht ein paar Freunde im Park traf. Eines der Kinder hatte Bier dabei, und Katie kam leicht angetrunken nach

Hause – im Alter von vierzehn. Innerhalb eines Monats kam es zum abschließenden, alles entscheidenden Vorfall.

Susannah wurde schlecht, wenn sie daran dachte: an die grauenhafte Fahrt zur Notaufnahme, während Katie blass, kalt und schlaff in ihren Armen lag und Matt mit ihrem alten Subaru über rote Ampeln schoss und wieder und wieder fragte: »Atmet sie? Atmet sie noch?« Sie erinnerte sich daran, wie sie Katies langsame Atemzüge gezählt – zehn pro Minute, dann acht pro Minute – und versucht hatte, sie aufrecht zu halten, damit sie nicht erstickte, falls sie sich erbrach. Und sie erinnerte sich an den Blick, den ihr die Krankenschwester in der Notaufnahme zuwarf, nachdem sie Katies Puls gefühlt und ihre Reflexe überprüft hatte – ein mitleidiger Blick, der Susannah mehr erschreckte als alles, was in jener Nacht bereits geschehen war.

»Wir mussten etwas unternehmen«, sagte Susannah.

Katie saß noch immer zum großen Fenster gewandt und blickte nach unten auf ihre Illustrierte. »Du hast überreagiert«, erwiderte sie.

»Ich habe überreagiert?«, empörte sich Susannah. »Mein Vater war *Alkoholiker*. Du bist vierzehn. Du hast so viel getrunken, dass du bewusstlos warst ...«

»Hör auf damit!«, rief Katie. »Ich weiß das! Ich hätte sterben können! Ich habe mir die Predigt schon eine Million Mal anhören müssen.«

Sie warf ihre Illustrierte hin, zog die Knie an ihre Brust und schlang die Arme um die Beine. Plötzlich wirkte sie jung und verletzt.

»Katie«, lenkte Susannah mit sanfter Stimme ein. »Es hat uns erschreckt. Hätte Annie nicht angerufen ...«

»Es war ein Mal, Mom«, murmelte Katie mit von den Knien halb erstickter Stimme. »*Ein Mal*. Ich habe es dir erklärt. Wir haben bloß rumgealbert und wussten nicht, dass wir zu viel tranken. Es ist ja nicht so, dass ich das jeden Tag gemacht hätte oder kurz davor gewesen wäre, es zu tun. Es ist ja auch nicht so, dass andere Kinder nicht ebenfalls herumexperimentieren.« Ihre Stimme klang jetzt belegt, als sei sie den Tränen nahe. »Aber *deren* Eltern benutzen das nicht als Ausrede dafür, sie von der Schule zu nehmen und in die Verbannung zu schicken.«

Ein Mal, dachte Susannah. Genau das hatte ihr Vater zunächst auch immer gesagt – bis es so klar und offensichtlich wurde, dass es sich um eine Lüge handelte, dass selbst er sie nicht mehr über die Lippen zu bringen vermochte. Sie konnte ihn noch vor sich sehen, wie er in der Küche stand, mit dem Rücken zum Ausguss, und ihre Mutter ansah – zunächst flehend, dann wütend –, während sie und Jon in ihren Stühlen abtauchten, die Köpfe gesenkt, die Schultern hochgezogen, nach vorn gebeugt und bemüht, sich wie Schlangen in sich selbst zu verkriechen.

»Es ist keine Verbannung, Kate«, widersprach Susannah.

»Stimmt«, meinte Katie und sah, den Rücken zu Susannah gekehrt, zum Fenster hin. »Es ist nur so, dass ich von all meinen Freunden weggerissen und irgendwohin verschleppt werde, wo mich niemand auch nur besuchen kommen kann. Wo uns selbst *Dad* kaum besuchen kann.«

»Mom.« Quinn erschien neben ihr. Sein Gesicht war vom Wind gerötet und kalt. Seine Nase tropfte.

Susannah legte eine Hand auf Katies Bein, eine Berührung, die ihr Trost spenden und sie beruhigen sollte. Aber Katie schreckte davor zurück, als wäre sie verbrannt worden.

»Mom.«

Sie drehte sich zu Quinn hin. »Was ist? Du siehst durchgefroren aus.«

»Es ist bloß windig.« Quinn wischte seine Nase am Ärmel seines orangefarbenen Sweatshirts ab. »Mom, ich habe jemanden kennengelernt, der auf San Juan Island wohnt. Er hat gesagt, dass er da seit fünfundzwanzig Jahren wohnt und nie auf Sounder gewesen ist. Er hat gesagt, dass die Leute von Sounder keine Fremden mögen und dass er einmal da hingegangen ist, um Fotos zu machen, weil da ein paar Kormorane gebrütet haben. Und die Leute haben ihn noch nicht mal vom Dock runtergehen lassen.«

»Das ist die Ansicht eines Menschen, Schatz. Unsere Vermieterin war sehr freundlich, als ich mit ihr sprach.«

Katie hob den Kopf: »Ich wusste es«, sagte sie. »Ich habe gewusst, dass es verrückt ist, auf dieser blöden Insel *Unsere kleine Farm* zu spielen.«

Susannah sah die Falte zwischen Quinns Brauen und die Sorge in seinen strahlendblauen Augen. Im Lauf der vergangenen Monate war er immer mehr zum Einzelgänger geworden. Susannah und Matt hatten mit seinen Lehrern und dem Schulleiter gesprochen, aber das Mobbing war fein und heimtückisch erfolgt – spöttische, leise

geflüsterte Bemerkungen auf dem Schulhof, zufällig wirkende Stöße auf den Gängen, wenn der Lehrer gerade woanders hinsah. Sie hatten ihn wegen seiner Keimphobie zu einem Therapeuten gebracht, aber die Stigmatisierung blieb. Sicher – er hörte auf, ein Tuch über Mund und Nase zu tragen, aber er war noch immer das Kind, das Schildkröten liebte; das Kind, das eine Million obskurer Fakten über alles Mögliche von der Verdauung des Regenwurms bis zur Fortpflanzung von Kaninchen aufzählen konnte und das auch nur zu gern tat; das Kind, dem sein intensives Empfinden zu oft Tränen in die Augen trieb, als dass er zu den anderen gepasst hätte. Vor zwei Wochen war er blutverschmiert von der Bushaltestelle nach Hause gekommen. Das war an dem Tag vor Katies Saufgelage gewesen. Damit war das Maß voll gewesen.

»Was, wenn uns keiner auf Sounder mag?«, fragte Quinn. Seine Wimpern waren so hell, dass sie kaum sichtbar waren, was seinem Gesicht einen Ausdruck großäugiger Unschuld verlieh.

»Das wird nicht so sein, mein Süßer. Du wirst sehen. Du wirst ein paar tolle neue Freunde finden.«

»Ja, wenn sie dich nicht vorher am Marterpfahl verbrennen«, warf Katie ein. »Kennst du den Film *Wicker Man – Ritual des Bösen* – über den Polizeibeamten, der auf eine einsame Insel fährt? Und dann stellt sich heraus, dass alle Leute dort einem bizarren Kult angehören. Und sie bringen ihn als Menschenopfer dar und verbrennen ihn.«

»Kate! Halt den Mund!«

»Gut«, erwiderte sie. »Ich sag's ja nur.« Sie nahm ihren iPod aus dem Rucksack, steckte sich die Stöpsel der Kopfhörer in die Ohren und schaltete das Gerät ein.

»Mom?«, fragte Quinn. »Ist das wahr? Hast du den Film gesehen?«

Sie sah die beiden an und erinnerte sich an Schnappschüsse von anderen Katies und Quinns: Der vierjährige Quinn im Park, der ihre Taschen mit seinen Geschenken füllte – einem Stein, einer Samenhülse von einem Ahornbaum, der Kappe einer Eichel. Die noch nicht ein Jahr alte Katie, die am ersten warmen Frühlingmorgen mit ihren nackten Füßen vergnügte Babyschritte im jungen Gras machte und dabei vor Freude jauchzte. Dies waren ihre Kinder und doch nicht ihre Kinder. Sie liebte sie wie eh und je, hatte aber zuweilen auch fast das Gefühl, sie nicht ertragen zu können. Die Dinge, die in diesem Jahr geschehen waren, hatten so viel Aufmerksamkeit und Wachsamkeit erfordert – von den schmerzlichen Gefühlen gar nicht zu reden –, dass sie sich total erschöpft fühlte.

Susannah sah aus dem Fenster der Fähre. Am Horizont zeichnete sich eine scharfe, durch die Tannenspitzen gezackte Linie ab, die so ganz anders war als die weiche, runde Silhouette der Laubbäume daheim in Virginia. Der schneebedeckte Gipfel des Mount Baker schwebte am Horizont. Friday Harbor, das Ziel der Fähre, war die größte Stadt von San Juan, aber sie hatte noch nicht einmal eine Verkehrsampel. Von dort aus mussten sie noch eineinhalb weitere Stunden mit einem Boot bis Souder fahren, wo es keine asphaltierten Straßen, keine Fest-

netztelefone, keine Elektrizität und lediglich fünfund-siebzig Menschen gab.

Susannah warf ihrer Tochter, die sich im hintersten Winkel der Sitzbank wütend zusammengekrümmt hatte, und ihrem Sohn, der mit aufgerissenen Augen und voller Angst neben ihr stand, einen Blick zu. Sie dachte an ihren Mann, der fast fünftausend Kilometer entfernt allein in ihrem großen Haus war, und sie dachte mit einem gewissen Schuldgefühl an die Erleichterung, die sie dabei empfunden hatte, ihn zurückzulassen.

Sie hoffte, dass sie nicht den größten Fehler ihres Lebens beging.

2. Kapitel

Betty 2011

Betty Pavalak stand an ihrem Spülbecken und starrte aus dem Fenster, obwohl sie nichts als ihr eigenes Spiegelbild sehen konnte. Die Dämmerung trat jetzt schon früh ein. Die Nächte hier waren dunkler und schwärzer als alles, was ihr je begegnet war. Anfangs hatte sie das gehasst – die Nächte, die so dunkel waren, dass man draußen keinen Schritt machen konnte, ohne zu stolpern, und sich nicht sicher war, wo der Boden unter den Füßen begann. Nach dem hellen Licht und dem weiten Himmel von Seattle hatten diese am Rand der Wälder so früh anbrechenden Nächte sie bedrängt, als stünde sie in einem überfüllten Fahrstuhl. Mehr als einmal war sie aus dem Bett aufgestanden, hatte die obersten Knöpfe ihres Nachthemds aufgerissen und war auf die Veranda gestolpert, um durchzuatmen – das Gesicht zum Meer gewandt, ihrem Fluchtweg.

Betty zündete sich eine Zigarette an und nahm einen tiefen Zug, wobei sie beobachtete, wie der winzige rote Glühpunkt ihr Spiegelbild im Fenster aufleuchten ließ. Komisch, dass diese neue Mieterin, Susannah, herkam, weil sie das *wollte*. Betty hatte ebenfalls hier sein wollen, und zwar etwa sechs Monate lang, bis sie erkannte, dass

das Leben auf einer entlegenen Insel nicht das Geringste an Bill Pavalak änderte und dass sie sich lediglich eine Art von Lebensstil aufgehalst hatte, die sich kein Mensch gegen Bezahlung antun würde – aufstehen bei Tagesanbruch, Hühner und Ziegen füttern, Holz für den hungrigen Ofen hacken, kochen und waschen und den ganzen Tag irgendwelche Arbeiten verrichten, und all das, ohne auch nur eine anständige Glühbirne brennen zu haben, die es ihr zumindest ein wenig erleichtert hätte. Aber nach sechs Monaten war sie schwanger geworden, und das Einzige, was sie sich noch mehr wünschte, als nach Hause zu ihrer Familie in Seattle zurückzukehren, war ein Baby. Daher war sie nach ihrer Flucht von der Insel wieder zurückgekommen und dann geblieben.

Inzwischen mochte sie die Nächte und empfand die Dunkelheit als sanft und tröstlich. Wenn sie aufs Festland fuhr, um sich mit ihren Schwestern in Seattle zu treffen oder den Arzt in Bellingham aufzusuchen, erschien ihr der überall herrschende Lichterschein hart und aufdringlich, eine visuelle Kakophonie. Sie wusste nicht mehr, ab wann genau ihr die hiesige Dunkelheit wohltuend vorgekommen war, ebenso wenig wie sie sich daran erinnern konnte, von welchem Moment an das Geräusch des auf das Dach hämmernden Regens einen beruhigenden Rhythmus angenommen hatte und nicht mehr das gleichförmige, aufdringliche Geprassel war, das sie in jenem ersten Jahr an den Rand des Wahnsinns getrieben hatte. Es war immer eine Frage, wie man die Dinge betrachtete.

Betty trank einen letzten Schluck Kaffee und stellte

ihren Becher auf die Theke. Sie drückte ihre Zigarette in dem Becher aus und nahm ihren Parka vom Haken an der Hintertür. Musste sie irgendetwas mitnehmen? Sie öffnete die Tür und sah nach draußen in den Himmel. Die Sonne würde erst in einer Stunde untergehen. Wenn die Fähre also pünktlich angekommen und die See im Governor's Channel nicht zu rau war, müsste Jim in zehn Minuten am Kai anlegen, und sie würden diese neue Familie noch bei Tageslicht in der Hütte unterbringen können. Aber für alle Fälle nahm sie die Taschenlampe vom Tresen mit.

»Hallo Grim.« Hood, ihr ältester Enkel (wenn man denn die zwei Minuten, die er früher auf die Welt gekommen war als sein Zwilling Bruder, gelten lassen wollte), erschien in der Tür. »Bist du fertig zum Aufbruch?«

Selbst in dem gedämpften Licht konnte sie seine grünen Augen sehen, die genauso aussahen wie die seines Vaters und die seines Großvaters.

»Ja, ich bin so weit«, sagte sie. »Lass mich nur noch mal schnell den Eintopf umrühren.«

Hood verdrehte die Augen: »Nun komm schon. Wir wollen da sein, wenn sie ankommen.«

»Du wirst da sein«, erwiderte sie. »Hier.« Sie reichte ihm die Taschenlampe und sah sich suchend in der Küche nach ihrem Holzlöffel um, den sie schließlich im Spülbecken fand. Sie wusste, dass die Zwillinge aufgeregt waren. Seit Sally Lewis vor drei Jahren weggezogen war, hatte es kein Kind in ihrem Alter mehr auf Sounder gegeben.

»Wo ist dein Bruder?«

»Der wartet im Wagen. Lass uns gehen!«

Betty hob den Deckel von der gusseisernen Pfanne und rührte den Eintopf langsam und vorsichtig um. Sie plante, diese Susannah und ihre Kinder an diesem Abend zu verköstigen und ihnen ein paar Vorräte für das Frühstück am nächsten Morgen zu geben. Sie würde wetten, dass Susannah, die es gewohnt war, rund um die Uhr geöffnete Lebensmittelläden, Gemischtwarenläden und Restaurants in ihrer Nähe zu haben, gar nicht auf die Idee gekommen war, Lebensmittelvorräte für einen oder zwei Tage mitzubringen. Na gut. Betty hatte ebenfalls nicht daran gedacht, als sie ihre erste Nacht auf Sounder verbracht hatte. Sie und Bill waren mit wenig mehr als zwei Sandwiches, ihren Reisetaschen und der Wut auf den jeweils anderen im Hafen angekommen. Susannah würde früh genug lernen, dass man nichts voraussetzen konnte, wenn man an einem Ort wie diesem lebte.

»*Grim*«, mahnte Hood. Die Jungs nannten sie »*Grim*«, seit sie sprechen konnten, ein von Jim, ihrem findigen Sohn, geprägtes Kosewort, als sie sich dagegen verwahrte, »*Grandma*« oder »*Gram*« genannt zu werden. »Können wir jetzt los?«

»Wozu die Eile?« Sie tauchte den Löffel in den Eintopf, schöpfte ein wenig von der Brühe zum Probieren ab, hob den Löffel an ihre Lippen und blies, damit sie abkühlte. Sie neckte ihn, und er wusste es. Sie war fast genauso aufgeregt über die Ankunft der neuen Mieter wie er. Susannahs Miete würde das geringe Einkommen von Betty ordentlich aufstocken, und um ehrlich zu sein,

fühlte sich Betty ein wenig einsam, seit die Ferien zu Ende waren, Jim wieder unterrichtete und auch die Jungs den ganzen Tag in der Schule verbrachten. Zudem war Fiona, ihre Schwiegertochter, fort. Es würde gut sein, Susannah in der Nähe zu haben. Und da Susannah ohne ihren Mann hier sein würde, war es wahrscheinlich, dass auch sie sich einsam fühlen würde.

»Gut«, sagte sie zu Hood. »Lass uns aufbrechen.«

Sie stiegen in den Pick-up. Hood fuhr, auch wenn er erst vierzehn war, weil man das auf Sounder halt so machte. Betty fuhr nicht mehr gern, und Hood und Baker beherrschten es beide gut genug.

Der Wagen rumpelte die unbefestigte Straße entlang. Zwischen Hütte und Hauptstraße mussten sie drei Gatter passieren, wobei die Hauptstraße selbst auch nicht viel mehr war als ein Weg aus festgestampfter Erde, deren Löcher man mit Schotter aufgefüllt hatte. Vor jedem Gatter hielt Hood den Pick-up an, und Baker sprang hinaus, um das Tor zu öffnen. Hood fuhr langsam hindurch und wartete auf der anderen Seite, bis Baker das Tor geschlossen und verriegelt hatte und wieder in den Wagen gestiegen war. Es war so sehr Routine für die Jungen, dass sich keiner von ihnen darüber beschwerte, obwohl sie es eilig hatten. Schließlich wollten sie später nicht Ziegen oder Alpakas durch die Wälder jagen, weil sie ein Tor offen stehen gelassen hatten.

»Weißt du denn, ob sie scharf aussieht?«, fragte Hood, während sie in die Norduferstraße einbogen. Selbst nachdem sie fünfundfünfzig Jahre hier war, verblüffte Betty dieses Paradox, der Kontrast zwischen der magi-

schen Schönheit der Straßen auf Sounder und ihren profanen Namen noch immer. Die unbefestigte Straße, die eine Wiese mit blauen Prärielilien und gelben Pflingstveilchen durchschnitt, deren Farben jedes Frühjahr neu erstrahlten, hieß *Kiesgrubenstraße*. Den Weg, der sich an einem Fluss und an großblättrigen Ahornbäumen entlangschlängelte, die sich im Herbst golden verfärbten, hatte man *Hügelstraße* genannt. Und dieser Weg, der durch einen Wald mit uralten Hemlocktannen, Zedern und Douglasien führte, war, wie gesagt, die *Norduferstraße*. Die Pioniere von Sounder mochten mutig gewesen sein, aber gewiss nicht sonderlich kreativ.

»Was?«, fragte Betty.

»Das neue Mädchen«, sagte Hood. »Sieht sie scharf aus?«

»Ich habe nicht darum gebeten, dass sie dem Mietvertrag Fotos beilegen«, erwiderte Betty trocken. »Mein Fehler. Ich glaube nicht, dass ich den Mietvertrag auflösen kann, falls die Tochter hässlich ist.«

Hood verdrehte die Augen: »Sehr witzig, Grim.«

»Susannah hat auch einen Sohn«, sagte Betty. »Ich glaube, er ist zehn oder elf. Ich hoffe, dass ihr ihm ebenfalls das Gefühl vermittelt, willkommen zu sein.«

»Es ist seltsam, dass sie im Oktober herkommen«, meinte Baker. »Die Schule hat bereits angefangen. Warum ziehen sie um?«

»Ich hab euch alles gesagt, was ich weiß«, antwortete Betty. »Susannah sagte, dass sie eine Veränderung brauchen und dass sie sich seit ihrer Jugend irgendwie für San Juan interessiert.«

»Es ist seltsam, dass sie überhaupt herkommen«, warf Hood ein.

Betty verzichtete darauf hinzuzufügen, dass Susannah erwähnt hatte, ihre Tochter habe einige »Verhaltensprobleme«, und sie hoffe, das andere Lebenstempo auf der Insel möge helfen. »Lass sie unvorbelastet auf Sounder anfangen«, dachte Betty. Genau darum hatte sie sich selbst bemüht, als sie vor all den Jahren mit Bill hier eingetroffen war. Sie hatten die Farm ohne vorherige Besichtigung gekauft und waren mit allen möglichen Hoffnungen für ihren Neuanfang hergekommen, obwohl sie damals bereits seit vier oder fünf Jahren verheiratet gewesen waren.

Und Sounder hatte eine Zeit lang tatsächlich Wunder gewirkt. Jene ersten sechs Monate, nachdem sie sich an die harte Arbeit gewöhnt hatte, die mit einem Leben ohne Elektrizität und fließendem Wasser verbunden war. Sie hatte sich innerlich auf eine Weise entspannt, die sie nie zuvor erlebt hatte. Was sie dann fertigmachte und für eine Weile von der Insel forttrieb, hatte nichts mit Sounder und alles mit dem Mann zu tun, den sie geheiratet hatte.

Als sie zurückkam, hegte sie eine andere Art von Hoffnung: Hoffnung für ihr Kind. Das war es, was sie zurück nach Sounder trieb, und das war es, was sie dazu bewegte, all die Jahre hierzubleiben und die Anfälle von Einsamkeit und Langeweile durchzustehen. Sicher, sie bekam Briefe von ihrer Schwester Bobbie, die in Seattle wohnte und über eine Party berichtete, die sie veranstaltet, oder über einen Film, den sie gesehen, oder einen

Stoff, den sie gekauft hatte, um ihr Wohnzimmer neu zu gestalten. Und Betty dachte dann: »Ich könnte gehen. Ich könnte Jim nehmen und mit ihm nach Hause fahren, und ich könnte einen Film sehen und in einer Wohnung mit Geschirrspülmaschine und elektrischem Licht wohnen und brauchte mich mein Leben lang um kein verdammtes Huhn mehr zu kümmern.« Aber dann betrachtete sie Jim, ihren sensiblen, brillanten Sohn, und sah, wie ihn Sounder aufbaute, angefangen bei den langen, wilden Streifzügen, die er allein durch die Wälder unternahm, über die unzähligen Bücher und Comic-Hefte, die er, da sie kein Fernsehen hatten, wieder und wieder las, bis hin zu der Rasselbande, deren Mitglieder er seit seiner Geburt kannte – und es gab in den frühen 60er- und 70er-Jahren weiß Gott eine solche Rasselbande auf Sounder, als fünfundvierzig Kinder das Schulgebäude füllten und sich auf Partys in der alten Post (in der sich jetzt ein Waschsalon befand) derart drängten, dass das Haus aus allen Nähten platzte. Es waren nicht nur die Kinder, sondern auch die Eltern, die im wahrsten Sinn des Wortes eine Gemeinschaft bildeten und die Kinder der anderen genauso gut kannten, ermutigten und erzo-gen wie ihre eigenen.

Als sie überlegte, nach Seattle zu ziehen und sich dort Arbeit zu suchen – mit dreiunddreißig oder vierunddreißig, ohne eine nennenswerte berufliche Vita und mit keinen weiteren Fähigkeiten als beispielsweise der, ein Huhn in fünf Minuten vollständig rupfen oder die Armwunde eines Mannes mit gekochtem weißem Zwirnsfaden und einer spitzen Nadel zusammennähen zu kön-

nen –, bekam sie Angst. Sie konnte sich und Jim nicht ernähren, und selbst wenn sie eine Arbeit fand, was dann? Wer würde auf Jim aufpassen, während sie täglich für acht oder zehn Stunden zur Arbeit ging? Sie würden in einer kleinen Wohnung leben müssen, und wer wusste, was für eine Nachbarschaft sie sich würden leisten können?! Eine ihrer Schwestern war krank und wohnte noch immer zu Hause. Ihre andere Schwester war verheiratet und hatte zwar ein eigenes Haus, aber auch eine eigene Familie. Nein, für Jim war Sounder das Beste, und daher blieb sie.

Dann, nach dem Unfall, dreizehn Jahre später, hatte sie kaum noch das Bedürfnis wegzugehen. Wenn sie nach dem Unfall draußen in der Welt gewesen wäre, hätte sie möglicherweise den Verstand verloren. Auf Sounder war sie an einem Ort, wo niemand sie danach beurteilte, was geschehen war, und wo sich Jim, der knapp über zwölf war, in Sicherheit befand sich oder zumindest so sicher war, wie man es in einer Welt voller Überraschungen eben sein konnte.

Betty seufzte.

»Was ist, Grim?«, fragte Baker.

»Nichts«, antwortete sie.

Irgendwie fühlte Betty gegenüber dieser jüngeren Frau, die auf die Insel kam, um in der Hütte zu wohnen, in der sie selbst ihr Kind großgezogen hatte, eine tiefe Verbundenheit, obwohl sie ihr noch nie begegnet war. Gedanken und Gefühle, die sie für längst vergangen und vergessen gehalten hatte, stiegen wieder in ihr auf wie junge Baumsprosse auf dem Waldboden – ausdauernd

und beharrlich. Einige davon wollte sie nicht erneut denken oder fühlen. Nicht jetzt. Sie veränderte die Position ihres knöchigen Körpers auf dem Vordersitz des Pick-ups.

»Weißt du denn, warum sie herkommen?«, fragte Baker.

Betty schüttelte den Kopf: »Keine Ahnung.«

Dabei wusste sie es. Susannah brachte ihre Tochter hierher, damit sie in Sicherheit war – so viel war klar. Aber das Leid ereilte jeden früher oder später, ob man nun weglief oder dort blieb, wo man war.

3. Kapitel

Susannah 2011

Das Erste, was Susannah an Jim Pavalak auffiel, waren seine Augen, die einen weichen moosigen Grünton hatten, genau wie das Wasser des Lake Michigan im Winter. Das Zweite, was sie bemerkte, war die Art, wie er zuhörte: den Kopf auf eine Seite gelegt und so, als habe er alle Zeit der Welt. Er sah sie unverwandt an, während er ihr die Hand schüttelte, sich nach der Fahrt mit der Fähre erkundigte und sie auf den San-Juan-Inseln willkommen hieß. Susannah, die an das für Gespräche an der Ostküste typische maschinengewehrartige Geplapper und die zerstreuten Blicke gewöhnt war, fand das ungewöhnlich. Das Dritte, was sie registrierte, war seine absolute Sicherheit hinter dem Steuer des Boots. Ihr Vater war genauso gewesen, so sicher auf dem Wasser, dass das Steuern des Boots so natürlich wirkte wie Atmen. Jims Gelassenheit – er ließ eine Hand auf dem Steuer ruhen und drehte den Körper zur Seite, sodass er Quinn ansehen konnte, während sie sich unterhielten – erinnerte sie so sehr an ihren Vater, dass es ihr auf die Nerven ging.

Jim hatte sie am Anlegeplatz der Fähre abgeholt, und dann waren sie unter dem weiten, goldgelb erstrahlen-

den Blätterdach alter Eichen durch die winzige Stadt Friday Harbor zum Jachthafen gegangen. Die Räder ihrer Koffer rumpelten über die Holzplanken des Stegs. Der aufmerksame Quinn erblickte zwei im Wasser neben ihnen herschwimmende Seeotter.

»Alle sind neugierig darauf zu erfahren, warum Sie sich für Sounder entschieden haben«, rief Jim über seine Schulter, während er das Boot rückwärts aus seinem schmalen Anlegeplatz hinaussteuerte. Er hatte Quinn bereits über Otis, die Schildkröte, befragt und sogar versucht, Katie mit einzubinden, die ihn angelächelt hatte, aber die weißen Stöpsel ihres Kopfhörers weiterhin in den Ohren behielt, was Susannah unendlich ärgerte.

»Warum Sounder?«, erwiderte Susannah. Sie sah aus dem Steuerhausfenster auf die sanften Wogen des grau-grünen Meeres und hielt sich mit beiden Händen an den Rändern ihres Sitzes fest. »Ich bin ein Shackleton-Fan«, sagte sie dann und wandte sich zu Jim. »Ich liebe Abenteuergeschichten über ein Leben unter extremen Bedingungen – die »Donner-Party« oder die Überlebenden des Flugzeugabsturzes in den Anden oder dieser Mann, der im Zweiten Weltkrieg all die Tage im Rettungsboot überlebte und im Kriegsgefangenenlager eingesperrt war.«

Jim hob die Augenbrauen: »Und Sie glauben, dass das Leben auf Sounder so ist?«

»Nein, natürlich nicht«, erwiderte Susannah. »Aber es ist zumindest anders, hinreichend anders als das Leben, das wir gewohnt sind.«

Zum ersten Mal hatte sie in einem Artikel in der *New*

York Times vor einigen Jahren etwas über Sounder gelesen, und sie hatte ihn ausgeschnitten, unter »Dinge, die ich mag« abgeheftet und den Ordner in einer Schublade ihres Schreibtischs aufbewahrt. Es erinnerte sie an die kleine Insel in der Mitte des Fox River in Nordmichigan, ihre ersehnte Zuflucht. Als Katie dann begann sich so verrückt aufzuführen und Susannah anfang, darüber nachzudenken, sie wegzubringen – zu ihrer Mutter nach Michigan oder zu ihrem Bruder Jon nach Seattle –, erinnerte sie sich an Sounder, den kompletten Gegensatz zu Tilton.

»Leider muss ich Sie enttäuschen«, meinte Jim. »Wir haben sehr wenig Schnee, und wir haben bisher auch in harten Zeiten noch nicht die Körper unserer Nachbarn gegessen.«

»Noch nicht mal die Dicken?«, fragte Susannah lächelnd.

Jim lachte: »Nein, noch nicht einmal die Dicken.«

»Aber Sounder ist anders«, insistierte Susannah. »Kein Strom, kein Fernsehen, kein Festnetztelefon – quasi *unplugged* im Vergleich zu der Art, wie wir leben.«

»Vor der Zeit des Internets war es noch entschiedener anders«, erwiderte Jim. »Und der Handys. Viele Inselbewohner haben inzwischen Satellitenschüsseln, die sie mit beidem verbinden.«

»Prima!«, rief Quinn.

»Freu dich nicht zu sehr!«, bremste ihn Jim. »Sobald es regnet, verlieren wir die Verbindung. Und es regnet oft.«

»Was macht man an Halloween?«, fragte Quinn. Die Frage beschäftigte ihn ganz besonders, da Halloween

schon in ein oder zwei Wochen war. Er dachte, dass er mit seinen elf Jahren möglicherweise das letzte Mal von Haus zu Haus gehen und Süßigkeiten einfordern konnte, und jetzt zogen sie auf eine Insel mit nur fünfundsechzig Menschen, die in kilometerweit auseinanderliegenden Häusern wohnten.

»Wir benutzen Golfcarts«, antwortete Jim. »Viele Leute auf der Insel besitzen elektrische Golfcarts, und die Kinder fahren mit ihnen von Haus zu Haus, um sich ihre Süßigkeiten abzuholen.«

»Wirklich?« Quinn strahlte. »Aber Sie haben doch keinen Strom. Wie laden Sie die Carts auf?«

»Wir haben Generatoren und Solarkraft.«

»Warum haben alle Golfcarts?«

»Wir haben keine Benzintankstelle. Um auf Sounder ein Auto mit Benzin vollzutanken, muss man mit einem Boot rüber nach Orcas oder Friday Harbor fahren, was eine oder zwei Stunden dauern kann, einen Kanister mit Benzin füllen, den Kanister wieder mit dem Boot zurücktransportieren, was erneut ein oder zwei Stunden dauert, und ihn dann vom Dock zum Auto bringen. Glaub mir, das lässt dich lange und intensiv über jede Fahrt nachdenken, die du unternimmst. Darum haben wir die Motorräder. Die verbrauchen rund viereinhalb Liter auf hundert Kilometer. Die Jungs lieben es, damit zu fahren.«

Katie zog die Stöpsel aus ihren Ohren. »Wie alt sind Ihre Jungs?«, fragte sie.

Susannah bemerkte, dass Katie zweifellos die gesamte Unterhaltung mitgehört hatte.

»Vierzehn«, sagte Jim. »Es sind Zwillinge. Hood und Baker.«

»Hood und Baker? Mögen Sie die Berge?«, fragte Quinn.

»Ja. Zum Glück haben wir kein Mädchen, nicht? Sonst hätte sie noch einen Namen wie ›St. Helen‹ verpasst bekommen.« Er grinste Katie an.

»Oder Shasta«, meinte Quinn. »Der liegt auch im Kaskadengebirge.«

»Oder Shasta«, bestätigte Jim, riss die Augen auf und nickte Quinn zu, um zu zeigen, dass er beeindruckt war. »Ich mag es, wenn ein junger Mann seine Berge kennt.«

»Mein Dad ist Geologe«, erklärte Quinn.

»Wieso dürfen Ihre Jungs Motorrad fahren, wenn sie erst vierzehn sind?«, fragte Katie. »Muss man dafür nicht sechzehn sein?«

Jim zuckte die Achseln: »Es ist Sounder. Manchmal siegt die Notwendigkeit über die Gesetzestreue.« Er hielt kurz inne und erläuterte dann: »Bei uns gibt es keinen Verkehr. Die Kinder müssen hier schon früh wissen, wie man fährt, damit sie bei der Landarbeit helfen können. Die meisten lernen es, sobald sie mit den Füßen die Pedale erreichen können.«

Kein Verkehr. Susannah hätte am liebsten gleich hier auf dem Boot einen kleinen Freudentanz vollführt. Wenn sie sich ein Leben gewünscht hatte, das sich so stark wie möglich von dem in Tilton unterschied, dann bekam sie es. Was konnte unterschiedlicher sein als nicht sechs Stunden täglich in einem Auto in endlosen Verkehrsschlangen eingesperrt zu verbringen? Allerdings ließ die Vorstellung von Katie auf einem Motorrad, die

Arme um irgendeinen Jungen im Teenageralter geschlungen, sie innehalten.

»Sie haben ein Motorrad«, stellte Susannah fest.

»Ja«, bestätigte Jim. »Aber im Moment wird es nicht benutzt. Sie können also Ihre *Easy-Rider*-Ängste wieder ablegen.«

»Sie können meine Gedanken lesen.«

Jim neigte bestätigend den Kopf: »Eine meiner vielen Fähigkeiten.«

Plötzlich nahm der Seegang zu, und die Wellen wurden kabbelig und rau. Die beruhigende Form von San Juan Island zu ihrer Linken war verschwunden, und sie befanden sich in einem breiten offenen Kanal. Jim legte nun beide Hände an das Steuer.

»Governor's Channel«, erklärte er. »Das tiefste Wasser der San Juans. Die Strömungen können hier ein wenig verrückt sein.«

Susannah versuchte, ihre Angst zu unterdrücken. Es war über dreißig Jahre her, dass sie sich auf einem anderen Wasserfahrzeug als der Fähre befunden hatte, mit der sie gerade gefahren waren, um herzukommen. Aber das war der andere Zweck dieses Abenteuers, nicht wahr? Sie lief nicht fort. Sie konfrontierte sich unmittelbar mit ihren eigenen dunkelsten Ängsten.

Susannah hatte versucht, Matt dies zu erklären, als sie nach jener schrecklichen Nacht im Krankenhaus darüber gesprochen hatten, was sie tun sollten. Zach, der Siebzehnjährige, mit dem sich Katie hinter ihrem Rücken traf, hatte sie auf eine Party mitgenommen und ihr so lange Cola mit Rum eingeflößt, bis sie das Bewusstsein



Kathleen McCleary

Das Leuchten der Insel

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-41023-7

Heyne

Erscheinungstermin: August 2013

Kathleen McCleary trifft mitten ins Herz

Als Susannah merkt, dass ihren Kindern das hektische Leben an der Ostküste nicht guttut, beschließt sie, ein Jahr mit ihnen auf der einsamen Insel Sounder zu verbringen. Hier gibt es keinen Strom, kein Telefon, keine Tankstelle. Sie flieht zugleich vor ihrer festgefahrenen Ehe und der Erinnerung an ein Unglück, das auch nach vielen Jahren noch einen Schatten auf ihr Leben wirft. Auf der Insel trifft sie die charismatische Betty. Die alte Dame und die Insel werden Susannahs Leben für immer verändern ...